

# **Digitales Brandenburg**

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

## **Goethe in Berlin und Potsdam**

**Pniower, Otto**

**Berlin, 1925**

Legendarisches und Unbestimmtes

**urn:nbn:de:kobv:517-vlib-423**



## Legendarisches und Unbestimmtes

Außerungen über den Eindruck, den Goethe in Berlin auf andre gemacht hat, werden wir noch hören. Vorher muß erwähnt werden, daß sich seines Besuches der preussischen Hauptstadt auch die Legende bemächtigt hat. In seiner oben (S. 70) erwähnten Schrift gibt Johann Valentin Reichmann einen Bericht über eine in hohem Grade seltsame Begegnung Goethes mit dem Schriftsteller Gottlob Wilhelm Burmann. Auch für ihn beruft er sich auf eine mündliche Äußerung Ludwig Tiecks, der den Vorgang in späteren Jahren vom Hörensagen vernommen haben wollte. Danach soll Burmann Goethe nach dem Erscheinen der „Stella“ geschrieben und ihm in schlichten Worten sein Herz und seine Sympathien erschlossen haben. Statt aller Antwort habe ihm Goethe ein in rosa Atlas gebundenes Exemplar des Dramas übersandt. Das kann man verstehen, wengleich über die Tatsache sonst nichts überliefert ist. Aber nun soll er ihm auch einen Besuch gemacht haben, von dem nicht nur das Tagebuch nichts weiß, sondern der auch recht sonderbar verlaufen sein mußte. Als Goethe seinen Namen genannt hatte, soll Burmann einen Freudensprung getan und sich dann auf dem Boden wie ein Kind herumgekollert haben. Dem über dieses Gebaren befremdeten Goethe soll er zugerufen haben, daß er seine Freude nicht besser ausdrücken könne. „Nun,“ erwiderte Goethe lachend, „dann will ich mich auch zu Ihnen werfen.“ Und so lagen beide auf den Dielen des Zimmers. Schon andre haben bemerkt, daß die Erzählung auf Goethe im Jahre 1778 sehr übel passen will. Sie wird um so unwahrschein-

licher, wenn man erfährt, wer Gottlob Wilhelm Burmann war. Er war ein mittelmäßiger Dichter und Bohemien schlimmster Art, der zeitweise obdachlos war. Da er Improvisationstalent besaß, verschaffte er sich seinen Unterhalt dadurch, daß er Hochzeitscarmina und sonstige Gelegenheitsgedichte anfertigte. Auch spielte er, der ein Virtuose auf dem Klavier und der Orgel war, bei Festlichkeiten auf. Bei seinen Zeitgenossen war er bekannter durch seine Schrullen und seine Lebensführung als durch seine Schriftstellerei. Als Goethe in Berlin war, hatte er schon „Briefe und Oden auf den Tod eines Kanarienvogels“ veröffentlicht. Später ließ er einen Band „Gedichte ohne den Buchstaben R“ erscheinen. Sollte sich Goethe diesem sonderbaren Kauz und armen Schlucker kollegialisch verbunden gefühlt haben? Es kommt dazu, daß dieselbe Anekdote von Burmann und Matthias Claudius erzählt wird. Dieser aber suchte ihn in der That in seinem Dachstübchen in Berlin auf. Sie ist für Goethe unbedingt ins Reich der Fabel zu verweisen.

Eine andre Anekdote überliefert Heinrich Laube in dem Sammelurium, das er „Reisenovellen“ nannte. Der neunte Teil dieser zuerst 1834—37 erschienenen Plaudereien hat zum ersten Kapitel: „Goethes Hauswesen“. In einer Auseinandersetzung über das Verhältnis der führenden Geister der klassischen und romantischen Epoche zum weiblichen Geschlecht erzählt er als Beispiel der freien Denkungsart Goethes folgendes: „Goethe selbst war darüber ganz sorglos. Als er zum Beispiele seinen kurzen Besuch in Berlin abstattete und von den Zirkeln und was ihn sonst fetierte und in Beschlag nahm, nicht ganz hinreichend gefesselt war, machte er, wie er in Italien getan, seine Abendpromenade. Hier gab es keine Poppaen, aber Madame Schuwiz existierte. Die Berliner, welche das ausspioniert hatten, nahmen's ihm übel, ich weiß nicht, ob die Wahl im einzelnen oder im allgemeinen. Er nahm das Spionieren übel. Es gefiel ihm nicht in Berlin, und er reiste ab.“

Wir wissen nicht, woher Laube die von ihm mitgeteilte Tatsache schöpfte. So wie er sie erzählt, enthält sie, ganz abgesehen von dem Anachronismus hinsichtlich des Aufenthaltes in Italien, von vornherein

offenbare Unrichtigkeiten. Davon, daß Goethe in Berlin fetiert wurde, kann nicht die Rede sein. Der Verlauf des Aufenthaltes, wie ich ihn nach dem Tagebuch und nach den Überlieferungen anderer dargestellt habe, widerspricht dem offensichtlich. Daß er aus Arger über die Berliner, die ihn bespionierten, abgereist wäre, ist ebenfalls erfunden. Das Ende des Aufenthaltes hing gewiß nicht von ihm ab, sondern von dem Fürsten, in dessen Begleitung er nach Berlin gekommen war. Sie hatten sich in der Stadt redlich umgetan, und der politische Zweck, der Karl August nach der Residenz geführt hatte, war in den Besprechungen mit den Fürstlichkeiten, besonders mit dem Prinzen Heinrich, vermutlich erfüllt.

Wer aber war Madame Schuwiz? Im Jahre 1788 erschien anonym und mit Angabe des fingierten Verlagsortes Amsterdam eine Schrift: „Schattenriß von Berlin.“ In ihr wird von Madame Schuwiz, wie sie hier genannt wird, berichtet, daß sie eine der ersten Kaffeeschenkerinnen von Berlin sei und daß sie von den Vornehmsten und selbst von Prinzen ohne Inkognito besucht werde. „Sie hat sich“, fährt der Verfasser fort, „über die niedrige Klasse der Kupplerinnen hinweggeschwungen, Mädchen von feinerer Art zu sich genommen und einen gewissen gesitteten Ton in ihrem Hause, das einer kleinen Feenhütte gleicht und mit kostbaren Mobilien und Trumeaux ausgeziert ist, eingeführt. Sie selbst ist auf eine anständige und unterhaltende Art gesprächig, leidet nichts, was ins Pöbelhafte fällt, hält auf Ordnung und Sauberkeit und begegnet ihren Kostgängerinnen mit Achtung und Freundschaft. . . . Alles, was gemein ist, gehört nicht in ihren Plan, sondern Leute von feiner Lebensart, vornehme Fremde und besonders Engländer. Sie hatte es so weit gebracht, daß sie ihre eigene Equipage, ihre Kutsche mit ihrem Namenszuge, Kutscher und Bedienten in geschmackvoller Livree, ihren Türsteher und ihre eigene Loge in der Komödie hielt. Allein Kabale und Neid wußten es so zu spielen, daß ihr der Pöbel beinahe das Haus gestürmt hätte, und sie entschloß sich von selbst, wenigstens vor den Augen des Publikums keine zu große Pracht sehen zu lassen. Man kann ihr nicht nachsagen, daß sie letzterem irgendein andres Arger-

nis gegeben, noch weniger die Berlinische Jugend zu verstricken gesucht hätte. Die Vögel, die sie rupft, fliegen mehrentheils wieder davon und lassen nur wenige Federn zurück. Finanzmäßig genommen ist diese Frau in einer großen Residenzstadt kein Uebel. Die reichen Engländer wissen ohnehin zuweilen nicht, wie sie sich zu Berlin die Zeit vertreiben sollen.“

Als Frau Schuwiz im Jahre 1798 starb, erschien eine beträchtliche Literatur über sie: Gedichte, Standreden, Epitaphien u. ä. Auch schon zu ihren Lebzeiten kamen eine Apologie über sie und eine Art Biographie von ihr heraus.

Aber seit wann, darauf kommt es an, übte diese Dame ihren heiklen Beruf aus? Waren die Pforten ihres Hauses schon im Jahre 1778 der galanten Welt geöffnet? Den Beginn ihrer Wirksamkeit genau festzustellen gelang mir nicht. Doch ist es in hohem Grade unwahrscheinlich, daß das schon in den siebziger Jahren geschehen war. Ihre erste literarische Erwähnung bietet der Schattenriß von 1788. Die nächste gehört dem folgenden Jahre an. In den 1782 erschienenen „Briefen über die Galanterien in Berlin, auf der Reise gesammelt von einem österreichischen Offizier“ werden zwar erschreckend viele derartige Lokale genannt, das ihrige aber nicht. Auch nicht in der zweiten 1785 herausgekommenen Auflage dieses höchst unerfreulichen Buches. Und so viel ist sicher: die Blütezeit der Madame Schuwiz fällt in die Regierungsjahre Friedrich Wilhelms II. Wenn demnach ihr Kaffeehaus im Jahre 1778 noch gar nicht existierte, so ist auch die von Laube überlieferte, wie wir sehen, sonst noch schlecht beglaubigte Anekdote ad absurdum geführt.

Es sei mir erlaubt, am Schluß dieses Abschnittes eine uns überlieferte Äußerung Goethes über seinen Aufenthalt in Berlin zur Sprache zu bringen, die nicht eigentlich als legendarisch bezeichnet werden, aber wegen ihrer Unbestimmtheit auch nicht für positiv gelten kann.

Der Berliner Historiker Friedrich Förster, Freund des Körnerschen Hauses und Verfasser des allerliebsten Gedichtes „Lauf der Welt“, das dem alten Goethe Gedanken über sein auf eine Tasse gemaltes Bildnis in den Mund legt, irrtümlich in seine Werke gelangte und lange Zeit für

seine Schöpfung gehalten wurde, Friedrich Förster berichtet in seinen fragmentarischen, von Hermann Klette im Jahre 1873 herausgegebenen Lebenserinnerungen über häufige Besuche, die er zusammen mit seiner Gattin, einer Tochter des Berliner Schuldirektors Gedike, dem Dichter in Weimar abstatten durfte. Bei einem dieser Besuche — wir wissen nicht, bei welchem, da Förster in seiner Darstellung mehrere Begegnungen zusammenfaßt, doch kann es sich nur um die Jahre zwischen 1820 und 1830 handeln — also bei einem Zusammentreffen neckte Goethe die Berlinerin, die durch den musikalischen Vortrag einiger seiner Lieder sein Wohlgefallen erregt hatte, mit ihrer Schwärmerei für ihre Vaterstadt. Dabei soll er gesagt haben: „Berlin mag sich, seitdem ich dort war, und das ist schon lange her, sehr verändert und verschönert haben. Allein zwei Dinge würde ich dort gewiß ebenso wie vordem alltäglich wiederfinden: Unter den Linden Staubwolken und am Himmel Regenwolken.“

Die Äußerung ist nicht frei von einem Widerspruch, insofern im allgemeinen alltägliche Staub- und Regenwolken nicht gerade vereinbar scheinen. Daß Berlin im Sommer, bevor die Straßen modernes Steinpflaster erhalten hatten, in hohem Maße staubig war, wird uns vielfach bezeugt. Noch der junge Eichendorff beklagte sich darüber bei einem früheren Aufenthalt in unserer Stadt. Und das war ja die natürliche Folge des sandigen Bodens.

Goethes neckenden Worten ist gewiß kein besonderer Wert beizumessen. Ich erwähne sie nur, weil sie vielleicht den Schluß gestatten, daß er auf der Reise vom Wetter nicht begünstigt war.

\* \* \*

Am 1. Juni war der Dichter wieder in Weimar. Noch an demselben Tage schrieb Wieland an Merck: „Soeben hör ich, daß der Herzog und Goethe wieder angekommen sind. Alle Lande, wo sie gewesen, sind ihres Ruhmes voll. In ganzem Ernst: zu Leipzig, zu Dessau, zu Berlin ist alle Welt von unserm Herzog ganz eingenommen. Das hat Bruder Wolf hübsch gemacht.“ Wir hören aber auch, soweit sie den Dichter be-

treffen, Urteile entgegengesetzter Art. Viele Jahre, nachdem Goethe in Berlin gewesen war, hat Karoline Herder Gleim, der dahin deputiert war, in einem Briefe, nicht hinzureisen. „Gute Menschen, schreibt sie, müssen fern davon leben. Es ist ein garstiger, herzloser Boden da, und nur Menschenmasken wandeln da herum.“ Darauf antwortete ihr Gleim (am 14. Februar 1787): „Wer um Gottes Willen, beste Schwester, hat das einzige Berlin, das ich so gut kenne, das ich allen großen Städten Deutschlands, die ich auch kenne, sehr weit vorziehe, wer, meine Teure, hat so garstig von Berlin mit Ihnen gesprochen? War's Goethe, so hat er sich gröblich versündigt. Denn er urteilte nicht unparteiisch. Den Berlinern kam er stolz vor und wurde deswegen nicht eben überall gut aufgenommen. Sie wissen, daß er mir einst auch so vorkam. Also mögen die Berliner nicht ganz unrecht haben.“ Zwischen diesem Urteile und der Reise liegen viele Jahre, was seinen objektiven Wert immerhin beeinträchtigt. Allein auch schon aus der Zeit, da nur Monate seit dem Aufenthalt des Dichters in Preußens Hauptstadt verflossen waren, liegt ein Zeugnis dafür vor, daß er auf die Berliner einen ebensowenig günstigen Eindruck gemacht habe, wie sie auf ihn. Es begegnet in dem schon einmal (oben S. 42) herangezogenen Briefe Georg Forsters an Friedrich Jacobi (vom 23. April 1779). Hier finden wir auch eine Erklärung für das gegenseitige Mißfallen. Es wird damit begründet, daß es der Dichter nicht über sich gebracht habe, sich zu verstellen, sondern seine nichts weniger als beifällige Meinung über das Gebaren der Berliner frei geäußert habe. Forster selbst dagegen mußte aus Gründen der Klugheit, um seinem Vater, für dessen Berufung er nach Berlin gereist war, förderlich zu sein, gute Miene zum bösen Spiel machen. Die Briefstelle muß zum besseren Verständnis wörtlich wiedergegeben werden. „Wie wahr ist es,“ schreibt er, „daß mir Berlin vielleicht darum am ekelhaftesten geworden, weil ich mich in gar zu viele, gar zu sehr verschiedene Leute habe schicken müssen. Und dies hatte ich mir (ich gestehe meine Sünde) sogar vorgenommen, um meines Vaters Sache kein Hindernis in den Weg zu legen dadurch, daß ich bei diesem oder jenem von mir selbst widrige Eindrücke zurückließ. Ich

glaube, man ist ziemlich mit mir zufrieden gewesen, aber ich habe mir gar zu oft Gewalt antun müssen. Das Sonderbarste ist, daß die Berliner durchaus diese Biagsamkeit des Charakters (wodurch der Mensch so leicht zum Schurken und Spisbuben wird) von einem Fremden fordern. Was Wunder also, daß Goethe dort so sehr allgemein mißfallen hat und seinerseits mit der verdorbenen Brut so unzufrieden gewesen ist?“ Daß der Dichter von den Menschen, die er in Berlin kennenlernte, unangenehm berührt wurde, ließ schon der oben (S. 72) mitgeteilte Brief an Frau v. Stein vom 19. Mai deutlich genug erkennen. Wir besitzen aber noch eine Äußerung von ihm, die es in drastischer Weise noch einmal bestätigt und aus der wir zugleich die eigentliche Ursache seines Mißvergnügens ersehen. In einem Brief an Merck (vom 3. August des Jahres), in dem er dem Freunde von seiner Winterreise in den Harz und dem Aufenthalt in Berlin und Potsdam resümierend berichtet, schreibt er: „Auch in Berlin war ich im Frühjahr. Ein ganz ander Schauspiel! Wir waren einige Tage da, und ich guckte nur drein wie das Kind in Schön-Karitätenkasten. Aber du weißt, wie ich im Anschauun lebe. Es sind mir tausend Lichter aufgegangen. Und dem alten Friß bin ich recht nah worden, da ich hab sein Wesen gesehn, sein Gold, Silber, Marmor, Affen, Papageien und zerrissene Vorhänge, und hab über den großen Menschen seine eigenen Lumpenhunde räsonniren hören. Einen großen Teil (so! statt ein großer Teil) von Prinz Heinrichs Armee, den wir passirt sind, Manoeuvres und die Gestalten der Generale, die ich hab halb duzendweis bei Tisch gegenüber gehabt, machen mich auch bei dem jehigen Kriege gegenwärtiger. Mit Menschen hab ich sonst gar Nichts zu verkehren gehabt und hab in preussischen Staaten kein laut Wort hervorgebracht, das sie nicht könnten drucken lassen. Dafür ich gelegentlich als stolz etc. ausgeschrieen bin.“

Wer waren die Lumpenhunde, die Goethe über den großen Menschen hat räsonnieren hören?

Es ist bekannt, daß in den letzten Regierungsjahren Friedrichs II. der Enthusiasmus der Bevölkerung für ihn einer nörgelnden, unfreund-

lichen Stimmung gewichen war. Verschiedene wirtschaftliche Maßnahmen, wie die Einschränkung des Handels zugunsten der Fabriken, d. h. die Besteuerung des Transit handels, das Tabaksmonopol und anderes hatten ihn unpopulär, wenn nicht verhaßt gemacht. Die immer hohen Anforderungen, die er an seine Offiziere stellte, seine scharfe Kritik bei den Reven bewirkten, daß er beim Heere gefürchtet war. Auch die Beamten zitterten vor seiner Strenge. Viele Berichte von Fremden, die sich in Berlin aufhielten, bezeugen die Unbeliebtheit des Monarchen. So erklärte der bekannte hannöversche Leibarzt Zimmermann, als er im Jahre 1771 Berlin besuchte, daß er nirgends und niemals so viel Böses gegen Friedrich den Großen gehört habe wie dort. Wir besitzen freilich auch Äußerungen, die genau das Gegenteil bekunden. So war es Georg Forster, wie er in dem wiederholt zitierten Brief an Friedrich Jacobi schreibt, ärgerlich, „daß alles bis auf die gescheitesten, einsichtsvollsten Leute den König vergöttert und so närrisch anbetet, daß selbst was schlecht, falsch, unbillig oder wunderbar an ihm ist, schlechterdings als vortrefflich und übermenschlich proniert werden muß.“ Daß Goethes Erfahrungen denen Zimmermanns und nicht Georg Forsters entsprachen, hatte seinen besonderen Grund. Er wird in dem Brief an Merck erkennbar, wenn er sagt, daß er die Generale von Prinz Heinrichs Armee bei Tisch halbdutzendweis gegenüber gehabt habe.

Schon während des Siebenjährigen Krieges waren arge Mißhelligkeiten zwischen dem König und dem Prinzen, den er für den einzigen, einer selbständigen Heerführung völlig gewachsenen Feldherrn hielt, entstanden. Heinrich war auf seinen regierenden Bruder neidisch, ja haßte ihn, weil er, wie er glaubte, seinem Ruhme im Wege wäre. Dazu war in der Zeit, als Goethe in Berlin war, noch eine politische Meinungsverschiedenheit getreten. Prinz Heinrich war gegen den Krieg, den Friedrich mit aller Energie betrieb. Er hielt einen Ausgleich mit Oesterreich auf anderem Wege, nämlich durch beiderseitige Gebietserweiterungen, für richtiger als einen Waffengang, für den ihm das Vertrauen fehlte. Wie es immer zu sein pflegt und auch im Siebenjährigen Kriege nicht

anders war, übertrug sich die Gegnerschaft der Brüder auch auf ihre Umgebung. So war Goethe, ohne sich dessen bewußt zu werden, ins Lager der Fronde im preussischen Heere, der heimlichen um den Prinzen Heinrich gescharten Opposition gegen den König geraten. Kein Wunder daher, daß er nur Böses über den abwesenden Monarchen hörte. Und kein Wunder, daß er an der Tafel des Prinzen tief verletzt wurde, verstimmt war und den Versuchen des Grafen Lehndorff, ihn zum Sprechen zu bewegen, hartnäckig trogte.

\* \* \*

Nur acht Tage währte der Aufenthalt in den beiden Residenzstädten, auf dem wir den Dichter begleiteten. Es gibt auch eine Kunst des Reisens. Und Goethe besaß neben seinen vielen Gaben auch das Talent, ein Reisender zu sein. Als sein Schüßling Friß v. Stein ihm im Jahre 1794 mittheilte, daß er England zu besuchen gedächte, billigte er diesen Entschluß, der ihm sichtlich Freude bereitete. „Du hast recht, schrieb er. Solange man jung und außer Verhältnissen ist, soll man reisen. An dem fremden Orte, wohin man kommt, soll man sehen, was möglich ist. Denn man kommt so selten wieder an den Platz, den man verläßt, als man von Hause wegkommt, wenn sich einmal der Kreis um uns geschlossen hat.“ Nach diesem Prinzip war er auch auf diesem Ausflug verfahren. Er sah in Berlin und Potsdam, was ihm möglich war, indem er sich hier so zeigte, wie er immer war: aufmerkend und lernbegierig. Sein beobachtender Blick, der nach Schillers treffendem Wort so still und rein auf den Dingen ruhte, war ihm auch hier treu. So wird auch der Besuch Berlins und Potsdams seine innere Welt bereichert haben. Das darf man sagen, auch wenn man sich davor hütet, die Bedeutung dieser Episode im Leben des Dichters zu überschätzen. „Den Wert, den dieses Abenteuer für mich, für uns alle hat, nenn ich nicht mit Namen,“ schrieb er selbst, wie wir wissen, aus Berlin an Frau v. Stein.

War aber die unmittelbare Berührung des Dichters und Berlins gegenseitig nicht eben freundlicher Natur, so sollte allmählich die mittel-

bare um so fruchtbarer werden. In der Hauptstadt Preußens wurde zu-  
erst — es geschah dies schon im Beginn der neunziger Jahre des acht-  
zehnten Jahrhunderts — Goethes poetische und menschliche Größe durch  
Karl Philipp Moritz vom Katheder herab verkündet. Sie ist die Ge-  
burtsstätte der Goethe-Würdigung. Hier bildete sich die erste Goethe-  
Gemeinde, und hier wurde im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts  
auch die tiefere wissenschaftliche Erkenntnis seiner Persönlichkeit und  
seines Wirkens begründet. Ich brauche nur die Namen Gustav v. Loeper,  
Herman Grimm und Wilhelm Scherer zu nennen.

